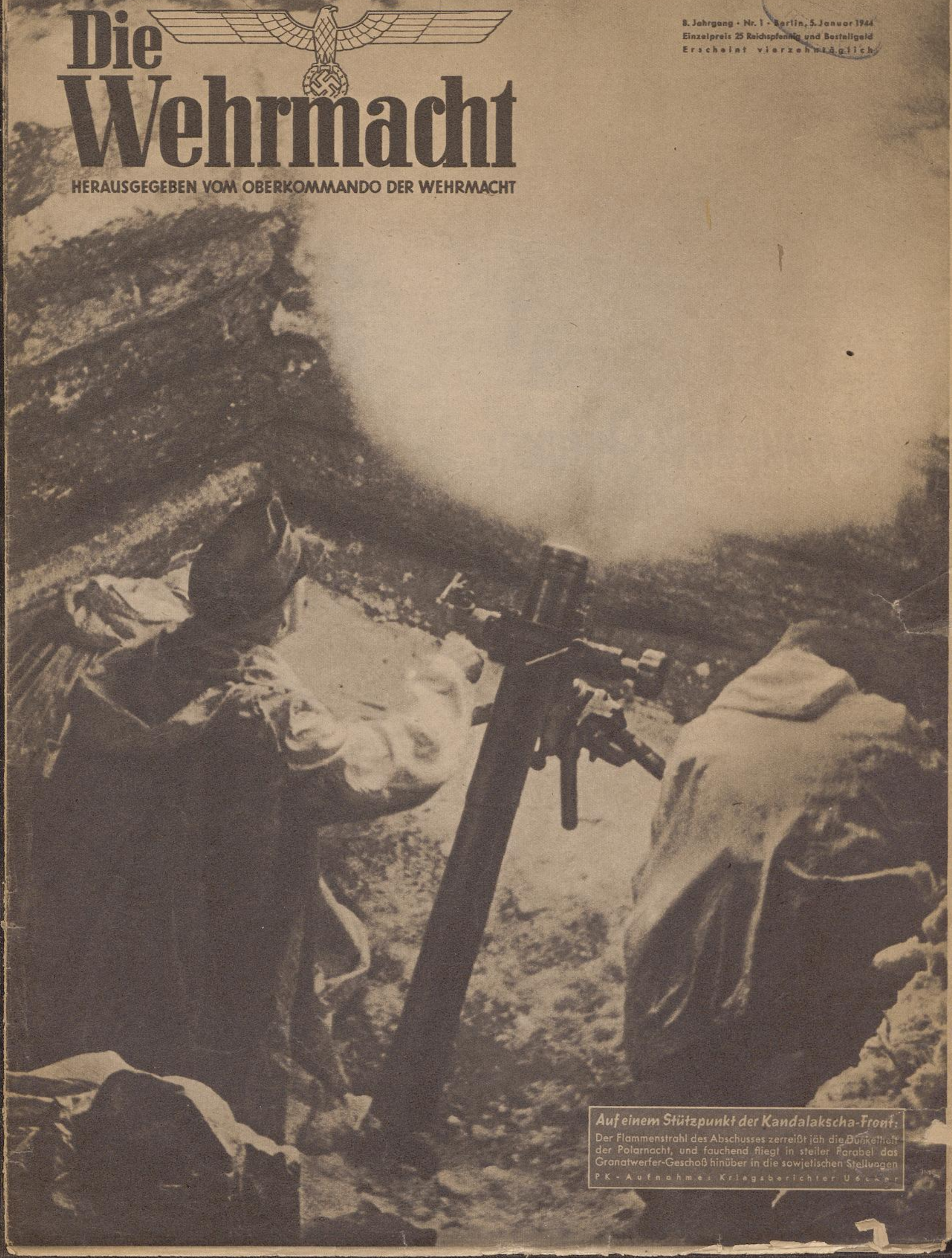
8. Jahrgang · Nr. 1 · Berlin, 5. Januar 1944
Einzelpreis 25 Reichspfennig und Bestellgeld
Erscheint vierzehntäglich

Die Wehrmacht

HERAUSGEGEBEN VOM OBERKOMMANDO DER WEHRMACHT



Auf einem Stützpunkt der Kandalakscha-Front:
Der Flammenstrahl des Abschusses zerreißt jäh die Dunkelheit der Polarnacht, und fauchend fliegt in steiler Parabel das Granatwerfer-Geschoß hinüber in die sowjetischen Stellungen
PK-Aufnahme: Kriegsberichter Uecker

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1944/0001

gefördert durch
Baden-Württemberg

Brennpunkt Shitomir

Die deutsche Widerstandskraft im Osten ist ungebrochen. Das bewiesen die Kampftage im Raum von Kiew und Shitomir. Anfang November vorigen Jahres griffen überlegene Sowjetverbände die deutschen Stellungen in und nördlich Kiew an. Um einen drohenden Durchbruch zu vereiteln, wurden unsere heldenmütig und verbissen kämpfenden Truppen auf neue, westlich gelegene Stellungen zurückgenommen. Die Sowjets versuchten mit allen Mitteln, den Durchbruch zu erreichen. In der Tiefe des Einbruchsraumes wurde erbittert gekämpft. Am 13., 14. und 15. November meldet der Bericht des OKW von Kämpfen in Shitomir und nördlich der Stadt und der Zurücknahme der deutschen Truppen auf neue Stellungen. Schon in den nächsten Tagen aber traten Verbände des Heeres und der Waffen-SS in diesem Raum zu Gegenangriffen gegen die überlegenen Sowjets an. Shitomir wurde trotz erbitterten Widerstandes eingeschlossen und am 20. November wieder eingenommen. Mit diesem Erfolg aber wurde der geplante feindliche Durchbruchsversuch aufgefangen.

Nach heftigen Kämpfen gelang es der deutschen Panzerspitze, den bolschewistischen Verteidigungsring um Shitomir aufzureißen. Zusammen mit den Grenadieren dringen die Kampfwagen in die Vorstädte ein (links). — Im Brennpunkt der Kämpfe stand die deutsche Infanterie. Neben den sichernden Panzern schoben sich die grauen Schlangen gegen das Stadtinnere vor, um an den entscheidenden Stellen mit nie versagendem Mut den bolschewistischen Widerstand zu brechen (Mitte). — Immer neue Infanteriekolonnen stoßen nach (rechts), strömen in die Seitenstraßen, kämpfen noch verbliebene Widerstandsnester nieder und bringen nach erbittertem Ringen schließlich die Entscheidung

Der schrille Lärm der harten Straßenkämpfe klingt noch in den Ohren dieser Männer (unten). Nun, da die Stadt sich wieder in deutscher Hand befindet, dröhnt nur noch die Artillerie ostwärts der Stadt

Uber ihre MG- und Protzenstellungen gingen die deutschen Panzer, und was noch übrigblieb, fraß das Feuer. Ein unentwirrbares Knäuel von Eisenteilen, Rädern und zerschlagenen Motoren bedeckte die Straßen

PK-Aufnahmen: Kriegsberichter Scheffler (4), Vorpahl (1) (H. H.)

Unsere Karte zeigt den Kampfraum mit den in den letzten Wochen des vergangenen Jahres immer wieder in den OKW-Berichten genannten Brennpunkten westlich Kiew, bei Tscherkassy, Korosten, südwestlich Krementschug usw.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1944/0002

gefördert durch
Baden-Württemberg

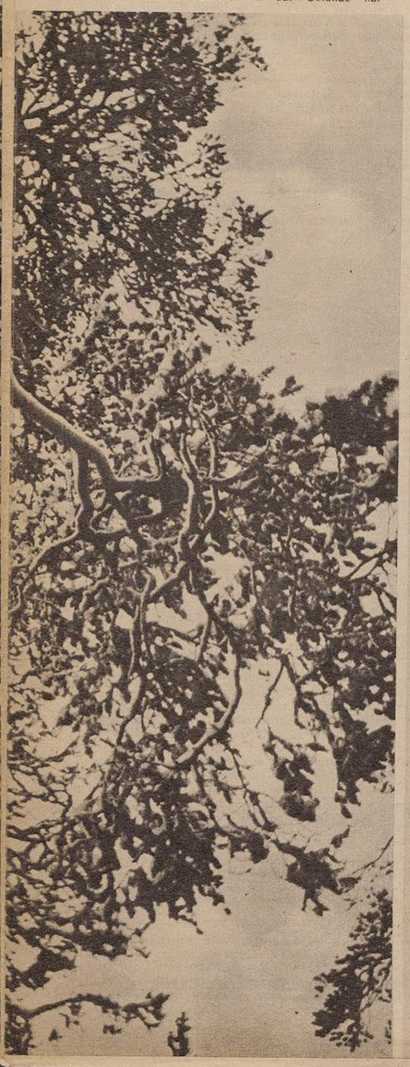
Durch Drahthindernisse und Minenfelder ist der Stützpunkt an der nordkarelischen Front nach allen Seiten gesichert. Durch eine schmale Minengasse verläßt der stehende Spähtrupp am frühen Nachmittag die Stellung

Stehender Spähtrupp

Ein Bildbericht von Kriegsberichter Uecker

In den Wäldern Nordkareliens ist der Krieg erstarrt. Scheinbar friedlich liegt das Land. Manchmal steigt eine schmale Rauchfahne über eine Lichtung auf und kündet von einem der deutschen Stützpunkte, die diese Einsamkeit wie ein starkes Netz durchziehen. Weit vor den festen Bunkern der Stützpunkte befinden sich wie feine Fühler stehende Spähtrupps. Diese hausen zwischen Baumriesen in kleinen Zelten, und nur ein paar Tiere des Waldes scheinen neben ihnen das Land zu beleben. In dieser Stille aber lauert die Gefahr. Und jede Sekunde sind die Männer auf Wacht. Es ist eine nervenzerrende Aufgabe, stundenlang in die Stille zu horchen und keinen Laut zu vernehmen. Auf Hügeln, die sich oft steil und plötzlich aus dem Waldmeer erheben, sitzen im hohen Geäst mächtiger Kiefern Beobachter, die bei klarer Sicht bis zu hundert Kilometer weit das Land überblicken und jede verdächtige Bewegung, jedes Geräusch, ja jeden Geruch dem Spähtruppführer melden, der alle Beobachtungen sofort durch den Fernsprecher an den Stützpunkt weitergibt.. Die stehenden Spähtrupps sind die Augen und Ohren der nordkarelischen Waldfront.

Oben: Mit schwerem Rucksack, der Holz und Proviant enthält — denn der stehende Spähtrupp muß mindestens 24 Stunden im Gelände bleiben —, geht es durch das Gelände. Bei dem geringsten auffallenden Geräusch gehen die Männer vom Trupp in Deckung. — Unten: Der stehende Spähtrupp ist am Ziel und löst die Kameraden, die hier draußen, weit vor dem Stützpunkt, das Gelände überwacht haben, ab



Für den nächsten Wachabschnitt ist das kleine Zelt Quartier des Trupps. Der winzige Kanonenofen, von mitgebrachtem Holz „unter Dampf" gehalten, verbreitet trotz der niedrigen Außentemperatur bald wohltuende Wärme. — Unten: Der Beobachtungsstand des stehenden Spähtrupps — eine hochragende Kiefer, von der man einen viele Kilometer weit reichenden Einblick in das Gelände hat

Der Mann mit der Maske

Die Tarnkappe der Märchen und Sagen ist in diesem Kriege beinahe Wirklichkeit geworden. Von Kopf bis Fuß sind die Männer eines Spähtrupps den Farben des Geländes angepaßt, wobei vor allem die Maske auffällt, die das helleuchtende Gesicht verdecken soll

PK-Aufnahmen: Kriegsberichter Uecker

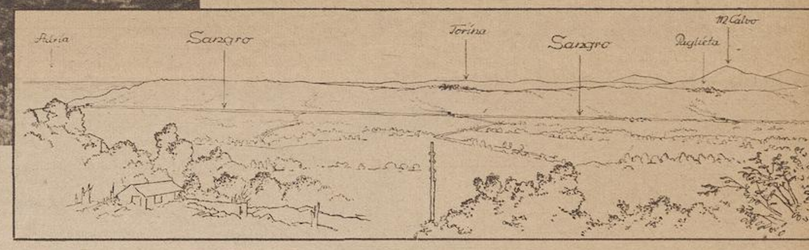
UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1944/0003

gefördert durch
Baden-Württemberg

Die Übersichtsskizze unten entspricht der Panoramaaufnahme links. Sie umfaßt das Mündungsgebiet des Sangro vom Monte Calvo bis zur Adria, einen Raum von etwa 15 Kilometer Breite. Der Betrachter sieht auf die zum Meer abfallenden Hänge des Maiella-Massivs, die hier in Küstennähe noch mehrere hundert Meter hoch sind

PK-Aufnahme: Kriegsberichter M. Künzner



Unter der Maiella

Im Mittel- und Ostabschnitt der italienischen Front

Der nachstehende Bericht, der die in Nr. 25 der „Wehrmacht" begonnene Reportage über die Front in Italien zunächst beendet, wurde Ende November 1943 abgeschlossen, also kurz vor den schweren Angriffen, die der Feind auf schmalem Raum mit stark überlegenen Kräften gegen die deutschen Stellungen im Sangro-Tal richtete.

Der Wagen, der in schier endlosen Serpentinen wieder einmal zu Tal kurvt, mußte mit der ganzen Kraft seiner Bremsen zum Stehen gebracht werden. Vor uns tat sich ein tiefer Bombentrichter auf. Mitten in der Bergstraße klaffte ein vielmetertiefes breites Loch. Wir sahen auf unseren Fahrten an der italienischen Front zum erstenmal einen solch wohlgezielten Treffer eines englischen Bombenfliegers auf einer Straße, die über Berge in die Hauptkampflinie der Mittelfront führt. Weder rechts noch links des Weges schien ein Durchkommen möglich. Vor kurzer Zeit erst mußte der Bombenwurf erfolgt sein, denn trotz des lebhaften Verkehrs — wir hatten wohl 50 Fahrzeuge überholt — stand noch keine andere Wagenbesatzung so hoffnungslos kopfschüttelnd wie wir vor dem augenscheinlichen Halt, das hier geboten wurde. Seitlich unter der Straße lag eine Ortschaft, in der das Leben noch zu pulsieren schien. Aus vielen Schornsteinen — so glaubte man aus der Entfernung festzustellen — stieg der Rauch senkrecht in den friedvollen, sich langsam herabsenkenden Abendhimmel eines Novembertages 1943.

Eine Stunde später sahen wir, wie furchtbar der Tod über die kleine Ortschaft unter der Straße gekommen war.

„Ritterkreuz"-Straßen

Die Straße, die von Campobasso an Isernia vorbei in die Gebirgsketten der Zentral-Abruzzen führt, muß sich vor dem alpinen Massiv des Monte Greco teilen. Die beiden Eckpfeiler sind die Orte Alfedena und Castel di Sangro. Der linke Zweig der Straße geht über Villetta-Barrea—Gioia de Marsi—Pescina nach Avezzano, der rechte über Roccaraso—Sulmona nach Popoli. Von dort nach Pescara am Adriatischen Meer und nach Aquila in den Abruzzen. In Alfedena sind die Steine und Balken der Häuser über der Straße zusammengestürzt und haben mannshohe Barrikaden aufgetürmt, die ein Weiterkommen für einen Pkw. unmöglich machen; die Brücke über den Sangro nach Castel di Sangro ist gesprengt.

Außer der Straße Nr. 6 (über die wir in Nr. 26 der „Wehrmacht" berichteten), die von Cassino über Arce — mit einer Verbindungsstraße von dort über Sora bis Avezzano — nach Frosinone und Rom führt, und außer diesen beiden Paßstraßen gibt es kaum eine strategisch wichtige und für einen modernen Krieg brauchbare Verbindung in das südöstliche Hinterland Roms. Wenigstens nicht für einen Gegner, der von Süden nach Norden angreift. So sind die Zugänge in die Abhänge des Monte Greco zu Hauptpunkten des Kampfes in der Mitte des italienischen Kriegsschauplatzes geworden. Sie zwingen den Gegner zu einer bestimmten Taktik, bieten dem Verteidiger aber die besten Möglichkeiten zur vollendeten Kunst der Abwehr. „Ritterkreuz"-Straßen hat der Soldatenmund diese beiden wichtigen Abzweigungen genannt — mancher Tapfere ist hier zum Tapfersten geworden.

Das leblose Dorf

Vom Hochplateau von Avezzano waren wir in die Bergstraße am Abhang des Monte Grande gefahren. Warnschilder „Kraftfahrer — Achtung vor Tieffliegern" begleiteten uns bis an die Grenze, die den herbstlichen Buschwald von den ersten Flecken des jungen Schnees trennt. Kilometerlang erstreckt sich dann der „Nationalpark der Abruzzen", ein Naturschutzgebiet, zu beiden Seiten des Passes. Wir hatten uns erzählen lassen, daß Wölfe und Bären hier noch eine Heimat haben, und spannen Situationen aus, die eine Begegnung hervorrufen würde. Alle Farben, welche der mit Regen und Sonnenschein wechselnde Herbsttag verschwenderisch zu vergeben hat, leuchteten auf dem Laub der Bäume, die sich urwaldartig an den Hängen des Monte Marsicano auf der einen und des Monte Panico auf der anderen Seite emporranken.

Und dann standen wir plötzlich vor dem großen Bombentrichter, der mitten in der Paßstraße klaffte. Seitlich darunter lag die Ortschaft mit den rauchenden Schornsteinen.

Nach noch nicht einer Stunde hatten die Männer einer Grenadierkompanie das tiefe und breite Loch so weit zugeschüttet, daß wir unseren Wagen vorsichtig darüber hinwegbalancieren konnten. Wie aus dem Boden gestampft standen die Männer mit Spaten und Pickel da. Sie kamen aus einem seitlichen Pfad, in den sie ihre Schützenstände und Unterkunftskavernen hineingetrieben hatten. Wir waren in der HKL. Auf den Höhen vor uns lag der Feind. Die Waffen hüben und drüben aber schwiegen. Es war noch sinkender Tag, die achtunggebietenden Tafeln „Vorsicht — Feindeinsicht" hatten noch ihre Gültigkeit; denn meist nur in der Nacht erwacht die Front zum Leben.

Im Schutze der Dämmerung gingen wir die Straße hinunter in die kleine Ortschaft A. Die Rauchfahnen, die vermeintlich friedvoll aus den Schornsteinen der Häuser in den abendlichen Himmel stiegen, waren die letzten Zeichen eines ausglühenden Dorfes. Bomben und Granaten hatten jedes Leben getötet. Nun lag die Ortschaft im Niemandsland. Sehr schnell mußte der Tod über A. gekommen sein. In wildem Durcheinander vereinten sich auf den Dorfwegen Kinderwagen und Fahrräder, Weinfässer und zerschundene Sessel, versengte Sonntagskleider und Küchentöpfe zu einem Knäuel aus zusammengewürfelten Zerstörungen. Das Leben war erloschen, nicht einmal eine gierige Katze schlich schnuppernd und suchend durch die toten Seitenwege.

Von der Mitte zum Ostflügel

Ein Blick auf die geographische Karte Italiens in dem Viereck Rom—Gaeta—Termoli—Pescara zeigt, daß die Höhen des Apennin zu beiden Meeren hin abfallen und in breiten Ebenen entlang den Gestaden verlaufen. Es ist nur zu natürlich, daß sich die offensiven Pläne eines Gegners in dasjenige Gelände verlagern, das die besten Möglichkeiten zur Entfaltung einer starken Stoßkraft und Massierung bietet. Die wenigen Paßstraßen über die oft in 2000 Meter Höhe gehenden Gebirgszüge der Zentral-Abruzzen in der Mitte der italienischen Front sind zum Beispiel für einen massierten Einsatz von Panzern nur sehr schwer geeignet. Sollte es jedoch gelingen, in den Ebenen zu beiden Seiten des Gebirges nach Norden vorzustoßen, dann müßte aus der Mitte die Front in den Bergen automatisch zurückgenommen werden. Infolgedessen liegen — wie auch immer wieder die Berichte des Oberkommandos der Wehrmacht hervorheben — die Schwerpunkte der Kampfhandlungen an den beiden Flügeln der italienischen Front. Vom westlichen Flügel bzw. aus dem Raum vor dem Cassino-Becken berichtete „Die Wehrmacht" unlängst.

Von Sulmona führt eine breite Asphaltstraße nach Popoli und durch das Tal der Pescara nach Chieti. Mit Ausnahme einer Küstenstraße und einer Straße zweiter Ordnung laufen alle Verbindungen am Ostflügel der Front vom Adriatischen Meer in nordwestlicher Richtung in das Land hinein. Sie liegen also einem von Süden angreifenden Gegner quer zur Front. Für den Verteidiger dagegen ist ein derartiger Lauf kriegsmäßig brauchbarer Wege weit günstiger.

Gegen „überschlagende" Landungen

Eine Front, die an beiden Flügeln im Meere endet, wird einen von Süden nach Norden angreifenden Gegner immer wieder dann vor die Frage einer „überschlagenden" Landung stellen, wenn der Widerstand des Gegners gegen einen frontalen Angriff zu Lande so stark ist, daß es zweckmäßiger wäre, diese Widerstandslinie zu „überschlagen" und durch eine Landung in den Rücken des Gegners zu gelangen.

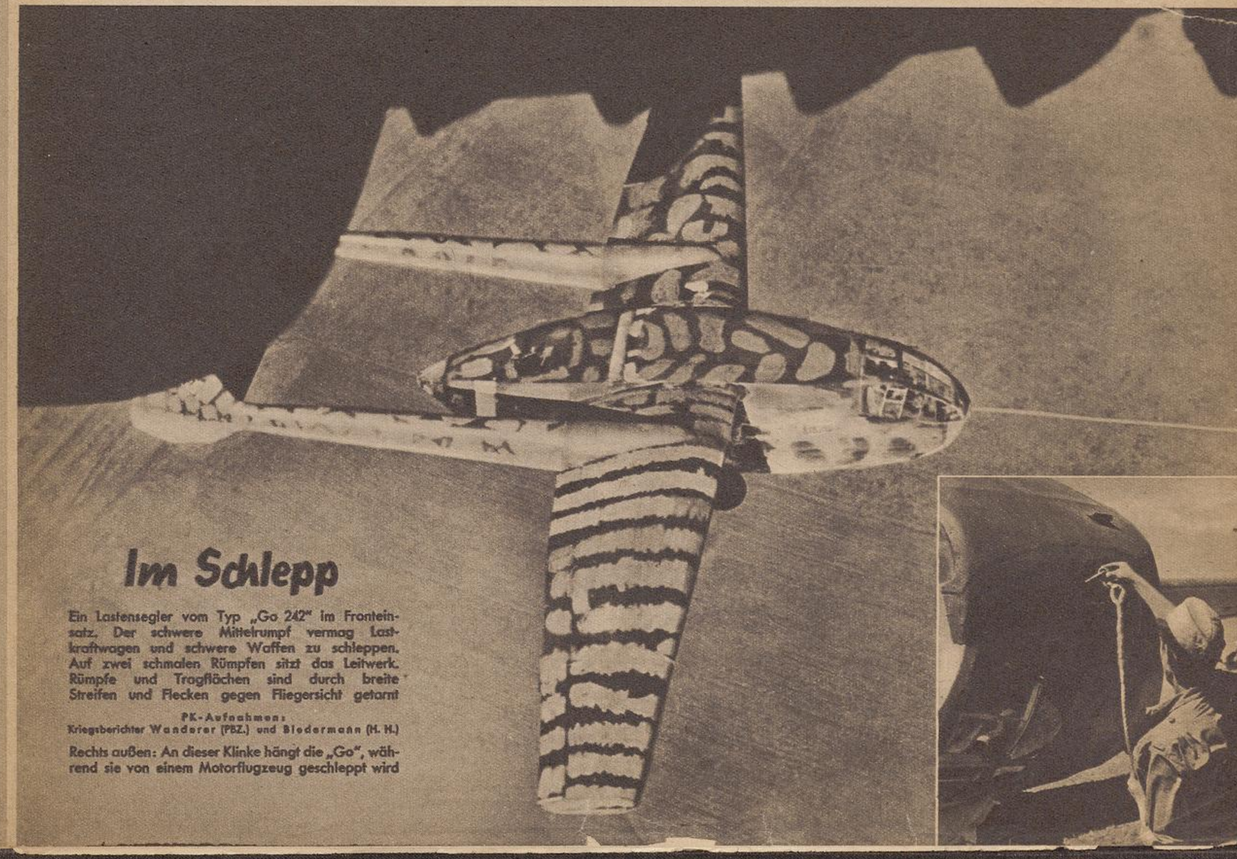
Die Flanken der Front im Süden sind die Gestade des Tyrrhenischen Meeres am Westflügel, die der Adria am Ostflügel.

Der Kommandeur einer großen Einheit erwiderte auf die Frage, wie sich der ihm zugeteilte Kampfraum geländemäßig darbieten würde: „Wäre hier nicht Krieg, dann könnte der rechte Flügel meines Verbandes am Maiella-Gebirge Ski laufen und der linke in der Adria baden." Hier ist die deutsche Front am Ostflügel, an der Küste des Adriatischen Meeres und an den Abhängen des Maiella-Massivs, von denen aus der Blick weit in das Tal des Sangro-Flusses geht. Die eine Hälfte der Einheit hat die Gewehrläufe nach Süden, die andere nach Osten gerichtet. Die Männer, die nach Osten stehen, haben vor sich die glitzernden kleinen Wellen des Adriatischen Meeres. Unendlich scheint die Weite des Wassers — und doch wäre eine Seefahrt nach Ragusa oder Spalato nur ein kurzer Sprung. Versteckt und getarnt liegen sie da in den fruchtbaren Gärten des Küstenstreifens, in denen jetzt die üppig tragenden Orangenbäume ihre gelben Früchte mitten in so manches MG-Nest hinabsenken lassen. Zwischen tropischen Pflanzen hindurch schlängeln sich Laufgräben, in denen noch italienische Zivilarbeiter die letzten Ausschachtungen vornehmen. Ein vielverzweigtes, vielgliedriges Verteidigungsstellungssystem rückt als Flankenschutz weit nach Norden entlang dem Gestade der Adria. Es gilt den „überschlagenden" Landungen und dem Schutze derer, die nach Süden stehen.

Diese aber haben — wie die am Volturno oder Gargliano — vor sich die überlegene Masse auf fast allen Gebieten zweier Weltreiche, die hier unten im Tal des Sangro und an den Abhängen des Monte Calvo sich bereitstellen, um den Ostflügel der deutschen Front in Italien einzudrücken oder zu durchbrechen. Indessen haben die nach Süden Blickenden manche Überraschungen für diejenigen, die nach Norden wollen.

Kriegsberichter Bernd E. H. Overhues.

Zur Orientierung für den Leser wiederholen wir die bereits in Nr. 25 der „Wehrmacht" veröffentlichte Karte mit dem Raum (schraffierte Fläche), von dem der damalige Bericht über den Frontabschnitt um den Monte Cassino handelte. Neu eingezeichnet wurden die Berichtsräume (durch Kreise umschlossen) unserer heutigen Darstellung



Im Schlepp

Ein Lastensegler vom Typ „Go 242" im Fronteinsatz. Der schwere Mittelrumpf vermag Lastkraftwagen und schwere Waffen zu schleppen. Auf zwei schmalen Rümpfen sitzt das Leitwerk. Rümpfe und Tragflächen sind durch breite Streifen und Flecken gegen Fliegersicht getarnt

PK-Aufnahmen:
Kriegsberichter Wanderer (PBZ.) und Biedermann (H. H.)

Rechts außen: An dieser Klinke hängt die „Go", während sie von einem Motorflugzeug geschleppt wird

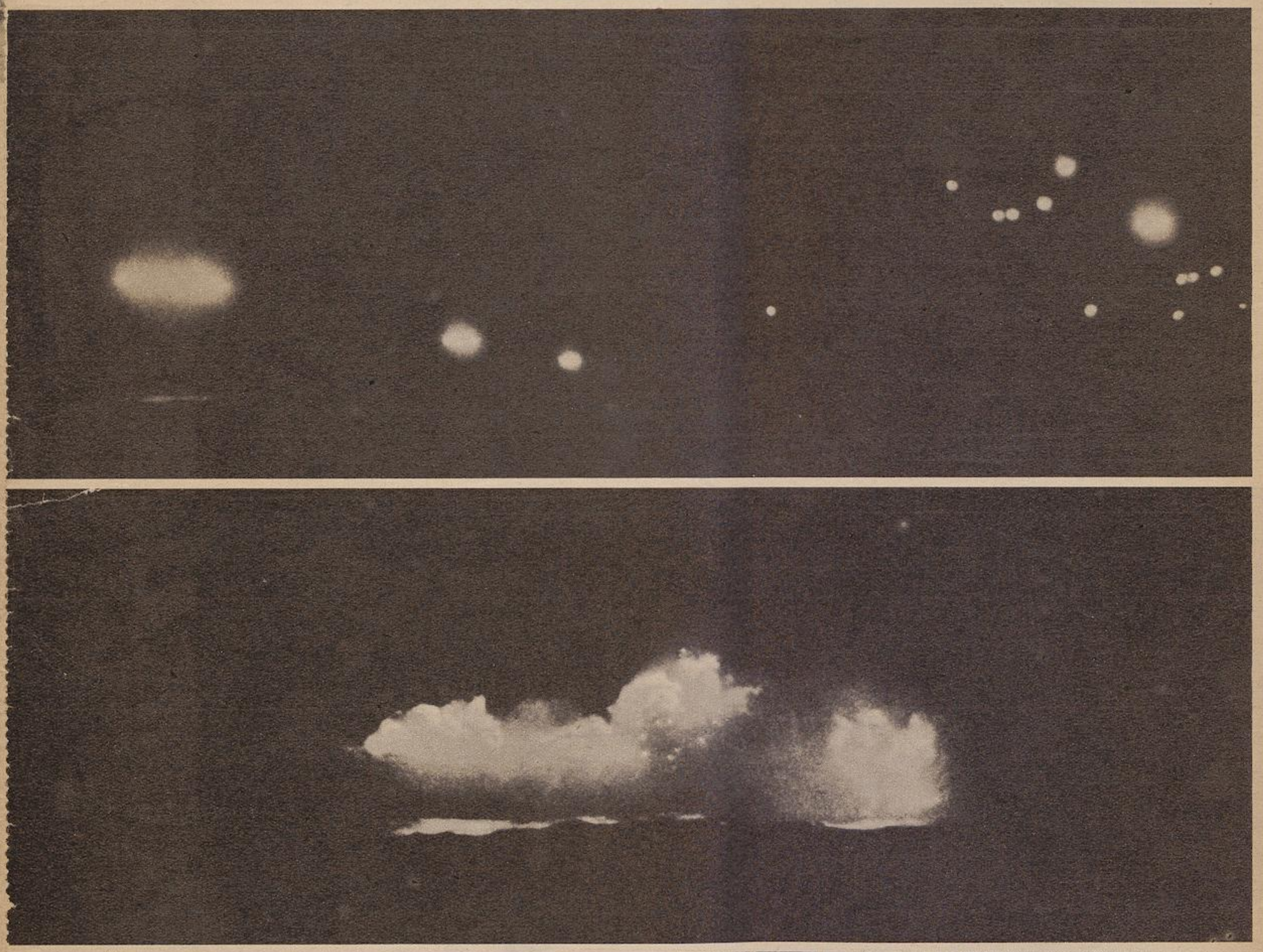
UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1944/0004

gefördert durch
Baden-Württemberg

Feuertanz
IN DER STRASSE VON KERTSCH

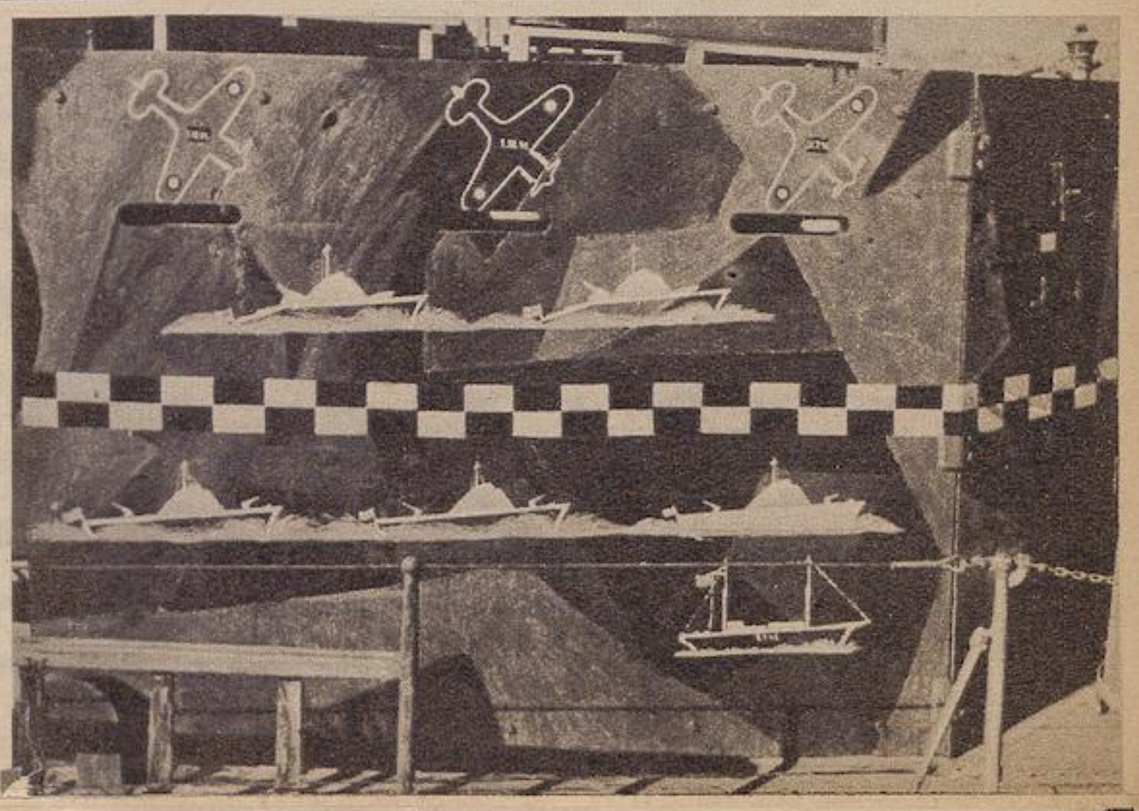
Leichte deutsche Seestreitkräfte sind von ihren Stützpunkten auf der Halbinsel Krim ausgelaufen, um in der Dämmerung ihre Positionen in der Straße von Kertsch zu erreichen



Mit den ruhmvollen Taten der 6. rumänischen Division, die Anfang Dezember die sowjetischen Landeköpfe südlich und nordostwärts Kertsch zerschlug, ist aufs engste der erfolgreiche Einsatz leichter deutscher Seestreitkräfte verknüpft. Es galt vor allem zu verhüten, daß den schwer bedrängten sowjetischen Landeköpfen neue Verstärkungen an Truppen und Material zugeführt wurden. Unablässig blieben die deutschen Marineeinheiten, Schnellboote, Marineartillerie-Prähme und Hilfsfahrzeuge am Feind und vernichteten während der 35tägigen Seeblockade 8 Motor-Kanonenboote, 2 Schnellboote, 2 Schlepper, 2 Leichter und 23 Landungsfahrzeuge und beschädigten darüber hinaus zahlreiche kleinere und größere sowjetische Einheiten.

PK-Aufnahmen: Kriegsberichter Keiner (Scherl)

Mit der hereinbrechenden Nacht ist schwere See aufgekommen. Die deutschen Boote haben Feindfühlung aufgenommen. Das Gefecht beginnt. Feuerstöße jagen hinüber und herüber (oben). Minuten später brennt ein sowjetisches Kanonenboot, und wie von Geisterhand getrieben nimmt das tödlich getroffene Schiff, das minutenlang still lag, wieder Fahrt auf. Die Flammen beleuchten das aufschäumende Bugwasser (unteres Bild). — Diese Aufnahmen des Kriegsberichters sind unter schwierigsten Kampf- und Wetterbedingungen entstanden



Die Brücke dieses Bootes mit den aufgemalten Abschußerfolgen zu Wasser und in der Luft legt ein eindringliches Zeugnis ab von der Schwere der Kämpfe zwischen Asowschem und Schwarzem Meer

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1944/0005
gefördert durch Baden-Württemberg

Hinter dem Verrat BADOGLIOS

Mit italienischen Offizieren, Mannschaften und Faschisten auf den Kriegsschauplätzen des Mittelmeerraumes

Von Kriegsberichter FRITZ TREFFZ-EICHHÖFER

3. Fortsetzung:

Wir Deutsche wissen, daß der Grieche den größten Teil seiner besten Truppen in diesem Gebirgsmassiv konzentriert und verbraucht hat. Es ist nicht zuletzt das Verdienst der faschistischen Truppen in Albanien, daß unser Einmarsch in Griechenland so schnell und mit für uns so geringen Blutopfern zum siegreichen Ende führte. Die italienischen Gebirgssoldaten haben hier mit ihrem monatelangen heldenhaften Kampf der Achse einen schönen Beweis treuer Waffenbrüderschaft erbracht und England den letzten Festlanddegen aus der Hand schlagen helfen.

„Aber warum wart ihr so schwach, warum setztet ihr nicht all eure Kraft da oben in den albanischen Bergen ein?" frage ich einige Tage später Carlo Bezzi.

„Was weiß ich? Vielleicht sind wir tatsächlich so schwach. Vielleicht wollte man gar nicht mehr einsetzen. Die Zukunft wird es zeigen. Ich kann diesen albanischen Feldzug nur als mißglücktes Abenteuer bezeichnen, das Tausenden anständiger Schwarzhemden das Leben kostete. Sie alle sind mit einer wahrhaft ehrlichen Begeisterung ausgezogen und ahnten nicht, welcher Verrat in ihrem Rücken an der Arbeit war. Ich habe sie gesehen, wie sie mit Handgranaten und ihren Dolchen den anstürmenden Griechen trotzten, bis sie fielen. Wir Faschisten müssen uns schämen und den Kopf schütteln, wenn wir daran denken, wie alles hätte besser kommen können. Geh' mal herauf auf die Berge an der griechischen Grenze, besuch' mal die Höhe 731, da siehst du, wie dort gekämpft worden ist."

Und ich bin hinaufgestiegen. Bis Tepeleni, einer alten Bergfeste zu Füßen der hochaufragenden Grenzberge, brachte mich ein Wagen. Von dort aus erstiegen wir — ein Hauptmann vom Stabe, sein Fahrer und ich — auf Mulis das Gebirgsmassiv.

Wir sind mit den treuen Tieren, die mehr aushalten als unsere Pferde, bis zum Mittag bergan gestiegen. Dann setzten wir uns in einer Felsschlucht auf Steine, der Soldat bereitete uns ein Mahl: Eieromeletts, kalte Koteletts, Schinken, Ölsardinen, Früchte und Wein zauberte er aus Packtaschen vor uns hin. Ihn selbst sah ich einige Meter entfernt sein trockenes Brot essen.

„Komm her, Ragazzo!" rief ich ihm zu und reichte ihm von dem Überfluß dessen, das vor mir stand. Er griff zögernd, mit einem scheuen Blick auf den Capitano, zu.

„Ich bitte Sie, das nicht wieder zu tun", sagte mir dieser später, als wir weiterritten, „das ist zu gefährlich. Stellen Sie sich vor, der Mann kehrt jetzt zurück zu seinen Kameraden und erzählt denen, ein deutscher Offizier habe ihm von seinem Essen gegeben. Das führt zu Mißstimmung und in deren Verfolg zur Revolution. Das können wir uns nicht erlauben."

Ich war sprachlos: „Aber warum gebt ihr denn den Soldaten nichts Anständiges zu essen? Eine solche Behandlung ist für unsere Begriffe unmöglich!"

„Für Ihre Begriffe! Ihre Soldaten sind auch ein anderes Lebensniveau gewohnt als die unseren. Wann hat unser Soldat wohl einmal im Leben ein solches Essen gesehen? Er ist es gewohnt, so zu leben, wie er es hier tut, und das ist gut so. Man darf ihm nur nichts anderes zeigen, dann wird er mürrisch und verlangt immer nach mehr."

„Aber dann leben Sie als Offizier doch nur einfacher! Merken Sie denn nicht, daß Sie Ihren Soldaten dauernd moralische Prügel geben, wenn Sie sie so behandeln, wenn Sie sie nicht grüßen, wenn Sie sie behandeln wie Dreck? Wissen Sie denn nicht, daß die Grundlage unserer Erfolge stets in der Kameradschaft zwischen Mann und Offizier wurzelte, daß wir solche Gegensätze in unserem Heer gar nicht kennen, genau so wenig, wie sie die Miliz kennt?"

„Ich bin Generalstabsoffizier der Turiner Schule. Der Aufbau unseres Heeres beruht auf langer Tradition, die umzuwerfen nicht meine Sache ist. Wenn von oben her eine Änderung befohlen wird, machen wir sie mit. Solange das aber nicht der Fall ist, werden wir uns hüten, selbständig eine neue soziale Ordnung einzuführen. Ich muß Sie als Gast bitten, sich danach zu richten."

„Wer ist denn verantwortlich für den Aufbau Ihres Heeres, wie ich ihn hier kennenlerne?"

„Marschall Badoglio."

„Ist der Faschist?"

„Macè? — Aber wo denken Sie hin?"

Schweigen.

Stunden später kommen wir auf dem Monastero an, auf der Höhe 731. Mehrere Bergkuppen reihen sich hier aneinander, von ihren Kämmen aus sieht man weit in griechisches Land hinein. Auf einem dieser Bergkolosse stand einsam und trotzig ein Jahrhundert altes Gemäuer: ein Kloster, Monastero. Zwei alte Mönche führten dort ihr Einsiedlerleben, bis die Hand des Krieges auch hierher griff. Sie blieben und liegen heute unter den Trümmern ihres Klosters begraben.

Monastero nannten von Beginn des Krieges ab die Italiener diese Bergkette, die zum Schauplatz härtester Winterkämpfe wurde. Drei Bergkuppen reihen sich hier aneinander. Höhe 731 steht auf den Generalstabskarten. Für den Soldaten des Duce ist Monastero ein Begriff geworden, wie für den Kämpfer des Weltkrieges die Lorettohöhe. Monastero sagt der Alpini, der Bersaglieri, der Infanterist, und er schickt in Gedanken einen Gruß an die Helden und Kameraden, die dort draußen geblieben sind. Und derer sind wahrhaftig nicht wenige. Viermal ist das Gebirge von Griechen, viermal von Italienern gestürmt und genommen. Mit einem Masseneinsatz schwerer englischer Artillerie, schwerer Granatwerfer und bester Truppen haben die Griechen versucht, den Gegner zurückzudrängen. Es war alles vergeblich. Am Heldenmut der Verteidiger zerbrach die Kraft der griechischen Armee, und nicht zuletzt ist es diesem harten Einsatz der italienischen Gebirgssoldaten zu verdanken, daß die Griechen beim Einmarsch der deutschen Truppen so überraschend schnell die Waffen streckten.

Der Monastero und die Höhe 731 bieten heute ein Bild des Grauens. Kahl ragen die zersplitterten Baumstümpfe in die Luft, zerwühlt ist jeder Quadratmeter Bodens, vielmals aufgewühlt und zerfetzt das Gestein. Das Kloster ist in einen einzigen Steinhaufen verwandelt. MG und Kanonen liegen zerbrochen und zerschlagen umher. Selbst die Schützengrabenlinien, die sich rings um die Bergkegel ziehen, sind von der Wucht der krepierenden Geschosse zerrüttelt und verfallen. Ein Wirrwarr von Kriegsmaterial bedeckt den Boden, und wohin das Auge schaut, sind — Kreuze. Kreuze, geziert mit Stahlhelmen, mit Bajonetten und Degen.

Um uns ist hier Stacheldraht. Tausendfach verfilzter, erbarmungsloser Stacheldraht, in dessen Krallen sich noch heute wehende Uniformfetzen verfangen haben. Die Welt hinter Stacheldraht hat ein ernstes, kaltes und grimmiges Gesicht. Wo Stacheldraht aller Schönheit und allem Lachen den Eintritt verwehren, da erst beginnt die vorderste, das Letzte und Größte im Menschen fordernde Front, die Front des Infanteristen.

Im Ring des Stacheldrahtes ist eine Sandsackfeste errichtet. Meter nur mißt sie im Durchmesser, aber was sich in ihr in den Monaten und Tagen des Kampfes abspielte, ist raumlos groß und zeitlos. Zerschossene MG liegen da, mit der Mündung im Sand, leergeschossen die Gurte, durchlöcherte Stahlhelme dabei. Artillerievolltreffer haben hier das letzte Wort über Leben und Tod gesprochen.

Um uns sind Hunderte dieser Sandsackstellungen, Tausende von Artillerieeinschlägen, Trichter, bis zum Rande gefüllt mit schmutzigem Wasser, zerborstene Granaten . . .

Da liegt ein mächtiger Tank, mitten zwischen Geröll und Gestein hat ihn sein Schicksal ereilt. Es erscheint uns unfaßbar, wie es diesem stählernen Ungetüm überhaupt möglich war, die Bergkämme heraufzukriechen. Aber es ist da. Willenlos liegt es, mit zerrissenen Raupenketten. In seiner plumpen Leblosigkeit erscheint es uns hilflos und ungefügig, und es ist uns, als habe es sich auf ein Schlachtfeld verirrt, auf dem seine eiserne Kraft kein Recht hat, ein Machtwort zu sprechen.

Man steht ergriffen auf dieser Höhe 731, über der noch heute die drückende Atmosphäre des Sterbens liegt. Es ist, als sei der Schnitter Tod erst jetzt gerade über dieses Feld gefegt und habe furchtbare Ernte gehalten.

Wir gehen ein paar Lehmstufen hinab, waten durch schmutzige Pfützen in einen Unterstand. Durch die rechteckige Schießscharte schauen wir über Kimme und Korn eines MG auf den Landschaftsausschnitt: wie furchtbar müssen die mähenden Geschoßgarben hier gewütet haben!

Jetzt schweigen die Geschütze, sind wieder kaltes, starres Material geworden, das keines Menschen Hand mehr lenkt und richtet. Vor uns liegt eine umgewor-

fene Gebirgskanone, wie von eines Riesen Faust zerschmettert, eingewühlt in den Schlamm das Dreibein eines MG, Handgranaten und Patronenstreifen, Bajonette, angerostet und verkrustet, Stiefel, Helme, Kochgeschirre — alles durcheinandergewirbelt, ein schauerlich blutiges Stilleben, das nötig war und entstand, weil ein hassender Feind es so wollte: England!

England, dich klagen diese Trümmer an, dich verdammen Mütter und Väter der hier gefallenen Helden. Dich rufen junge, starke Völker zur letzten, eiskalten Abrechnung.

Die Verteidiger der Zona sacra selbst haben ihre toten Kameraden begraben, wo sie gekämpft und gestorben. Die ganze Bergkette aber haben sie mit Stacheldraht umsäumt und für ewig zum Heldenhain in den albanischen Bergen gemacht. Am Eingang dieser Zona sacra aber halten zwei Kameraden den Toten treue Wacht.

Eine erhabene Stätte, die wahrhaft heilig ist. Hier haben die jungen faschistischen Kämpfer Italiens mit ihrem Herzblut ein Denkmal unvergänglichen Waffenruhms für ihr Vaterland erfochten. In ihrem Tode noch haben sie gesiegt.

Weit unten im Tal liegt die alte Bergstadt Berat. Hier ist ein würdiger Heldenfriedhof für 731 Gefallene geschaffen worden. 731 Kreuze stehen hier Reih an Reih. Über ihnen aber leuchtet es in ehernen Lettern: RITORNERANNO — sie werden wiederkehren!

Die Berge aber liegen da, nach wie vor drohend und trotzig, und eine unheimliche Stille liegt über der majestätischen Landschaft. Hin und wieder ziehen Wolkenfetzen darüber hin, tauchen die Bergkegel in ihren Dunst, verdecken all diese Höhen, die soviel Blut getrunken.

Tage später sind wir wieder in Tirana. Dr. Cecci, ein dalmatinischer Photograph — wie ich später herausbekomme, ein Jude —, entwickelt mir meine Abzüge in wenigen Stunden, benutzt sie aber seelenruhig auch für sich, schreibt einfach Photo Cecci darunter, und so erschienen sie im „Tomori", so hängen sie in den Schaukästen Tiranas, so verkauft er sie als sein Produkt an seine Kunden. Ich trage die Photos ins Supercomando, um sie zensieren zu lassen, treffe dort Exzellenz Cavallero, den Oberkommandierenden in Albanien, späteren Marschall von Italien und Chef des Generalstabes des königlichen Heeres, der vor Wochen wegen der Schmach des Verrats aus dem Leben geschieden ist. Sein Sohn, Major Cavallero, stellt mich ihm vor. Er macht den Eindruck, als habe er viele Sorgen zu tragen, klopft mir auf die Schulter.

„Hoffen wir, daß die nächsten Feldzüge, die ich zu leiten habe, uns (Italienern) mehr Ehre einbringen werden!"

Er betrachtet meine Bilder, schüttelt den Kopf und sagt: „Poveri caduti!" — „Arme gefallene Helden!"

Ich darf ihn noch im Wagen bis zum Flughafen begleiten. Er fliegt zum Duce.

Am nächsten Tage fahre ich mit Hauptmann von B. und Oberst Sp. über die griechisch-albanische Grenze in Richtung Jannina. Wo wir italienischen Truppen begegnen, winken diese uns zu, werfen ihre Mützen in die Luft, rufen im Sprechchor: „Es lebe der Führer!" „Es lebe der Duce!"

Vinceremo! ist an alle Berghänge gemalt, Vive il Duce, Vive il Re, Vive Ciano! Und dann stutzen wir: das „Vive Ciano" ist nachträglich mit weißem Kalk durchstrichen worden . . .

Ciano macht man augenscheinlich für den Mißerfolg in Albanien verantwortlich. Was an dem ist, wissen wir nicht, geht uns auch nichts an, wir sind keine Diplomaten.

Von Agirocastro aus, einer malerisch gelegenen Bergstadt an der griechisch-albanischen Grenze, fahre ich allein mit meinem Wagen weiter in griechisches Land. Züge von gefangenen Griechen begegnen uns, von Italienern bewacht. Nachschubgerät und Waffen türmen sich an den Rändern der Straße.

Neun Kilometer vor Jannina, dem Sitz des Stabsquartiers eines Generals der Waffen-SS, versperrt uns ein Schlagbaum den Weg. Wir halten an.

Deutsche Soldaten stehen als Posten da. Sie erklären mir, es seien vor kurzem sechs italienische Journalisten gekommen, die nach Jannina wollten. Der Durchlaß für Italiener sei gesperrt, da die Bevölkerung verschiedentlich auf unsere Bundesgenossen geschossen habe und die deutsche Besatzungsbehörde die Verantwortung nicht übernehmen könne.

Ich lade G. Caspare Napolitano, den Reiseschriftleiter des „Popolo di Roma", Malaparte und den bekannten italienischen Zeichner Conte Crespi, dazu einen Filmmann der Luce in meinen Wagen.

In Jannina wimmelt es von gefangenen und entwaffneten Griechen. Wir fahren die Umgebung ab, photographieren und nehmen die Eindrücke in uns auf, dann fahren wir zurück nach Agirocastro.

Napolitano, Crespi und ich werden Freunde, Malaparte, der deutsch spricht, sondert sich ab. Ich merke, daß er weder Sozialist noch Faschist ist, und bedaure, daß ich ihn mit herübergenommen habe. Seine Ansichten über die Lage und unsere Weltanschauung sind grotesk. Er gehört ins andere Lager.

Fortsetzung folgt

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1944/0006
gefördert durch Baden-Württemberg

Zehn Tage

EINE ERZÄHLUNG AUS DEM OSTEN *von* HANS RABL

Die letzte Fortsetzung schloß: Emmy Timms Brief also ist es, der Peter Zurbrügge in Verwirrung und Bestürzung versetzt. Noch übersieht er zwar die Dinge nicht völlig, doch deutlich ist ihm sofort, daß er nun etwas Entscheidendes tun muß, weit mehr, als Emmy von ihm verlangt, weit mehr als die bloße Anerkennung seiner Vaterschaft. Aber was mehr? Es läge nahe, und das einzig Angemessene und Richtige wäre es vielleicht, fühlt der junge Mann, der in Bukarest zutiefst angerührt und aufgewühlt war, zuinnerst brannte, während er hier, er weiß das, träumend spielt und spielend träumt — es läge nahe, diesen Brief mit einer neuen, besseren und möglicherweise erfolgreicheren Werbung zu beantworten. Aber das ist ja, schwer fällt es ihm auf die Seele, unmöglich geworden.

10. Fortsetzung:

Gestern, gerade gestern erst hat er, und mit Worten, die er als völlig verpflichtend empfinden muß, die Delius gefragt, ob sie seine Frau werden wolle; und die Delius hat nicht nein gesagt. Es ist schon so, und nichts kann es ausstreichen: er hat sich selbst gebunden. Es gibt keinen vernünftigen Grund, aus dem er eine Lösung dieser selbstgeschmiedeten Fessel erbitten und erwarten könnte. Wenn er nicht ein Mann werden will, dessen Wort nicht mehr Gewicht als ein Kartenhaus hat, kann er die Tür, die er mit eigener Hand zwischen Emmy und sich zugeworfen hat, nicht wieder öffnen.

Eben dies aber — mit schmerzender Deutlichkeit wird er dessen inne, während er, taub für alles andere um sich her, in seinem Langstuhl liegt und brütet — eben dies aber ersehnt er nun wieder genau so heftig wie damals in Bukarest. Es tut nicht not, abzuwägen, zu vergleichen. Ganz richtig hat einmal die Delius, diese kluge und sensible Frau, empfunden, daß er eine herbe Enttäuschung hinter sich habe. Am Ende hat sie noch mehr erraten? Daß er, unbewußt freilich und unwollend, bei ihr nichts suchte als Vergessen, ein Übertäuben jenes alten, immer noch höchst lebendigen Gefühls? Am Ende weiß sie das alles schon —?

Wie auch immer — die Natur selbst, so scheint es, hat gewollt, daß seine Beziehung zu Emmy dauern solle; und über dieser Tatsache würde das Mädchen, sollte man glauben, doch wohl bereit sein, ihre Grundsätze von damals aufzugeben und solche Dauer anzuerkennen. Was aber inzwischen hier geschehen ist — wie soll er es auslöschen? Wie kann er's?

Sorgfältig steckt er die beiden Briefe zu sich. Dann macht er sich auf den Weg. Er hat mit der Delius verabredet, sich an diesem Vormittag wieder mit ihr im geheimen Zimmer zu treffen. Sie einfach warten lassen, kurzweg nicht hingehen — so groß die Versuchung ist, das bringt er nicht fertig. Schwer genug fällt es ihm, ihr einigermaßen glaubwürdig etwas von einem Wunsch Klaus Felmys vorzulügen, der ihn zu sich bestellt habe und dem er die Bitte nicht abschlagen könne. Den Abschied macht sie ihm leicht, indem sie, anscheinend durchaus unbeleidigt, ihm beistimmt und ihn lächelnd gehen heißt. Und dann steht er auf der Straße und fragt sich, was in aller Welt er mit sich beginnen solle.

Die Delius indessen bleibt noch. Sie ist gern oben in dem geheimen Zimmer, unter dem, unhörbar und unsichtbar, die Russenfamilie ihr seltsames Leben fristet; nicht einmal Peter weiß, daß sie häufig allein hier ist; sie verschweigt's ihm, denn am Ende wäre er dagegen, sie allein in einem Hause mit Russen zu wissen. Seit sie einmal einen hemmungslos gierigen Blick der Frau da unten aufgefangen hat — sie weiß nicht, galt's ihrer Kleidung oder ihrer Tasche, in der jene vielleicht Lebensmittel vermutete —, steckt sie stets die kleine 6,35er zu sich, die ihr vor langem in Frankreich geschenkt worden ist, und damit fühlt sie sich völlig sicher.

Nun beginnt sie wieder zu nähen. Dann sonnt sie sich eine Weile mit aller hemmungslosen Inbrunst und trägen Ausdauer einer Katze, mit der sie manches gemein hat. Und endlich liegt sie, die Hände unterm Kinn verschränkt, auf dem Leib und mustert aus blinzelnden, dennoch sehr wachen Augen die kleine Stadt, die sich unter ihr breitet, keuchend im flimmernden Sonnenglast, eingehüllt in stiebenden Staub, der alle Farben verhängt und nichts duldet als in dem beherrschenden Gelbgrau trübe, kränkliche, unbunte Töne. Wahrhaftig, diese Stadt ist, als habe sich in ihr noch nie ein Mensch gefreut, noch nie einen anderen geliebt, noch nie etwas getan, was nicht unmittelbar nützlich war. Sie hat keine Seele, die Stadt; vielleicht besaß sie früher einmal so etwas; doch das muß lange her sein, und die Sowjets haben es ihr ausgetrieben mit Zwangsarbeit und Nagan.

Inzwischen schlendert Peter Zurbrügge müßig, sinnlos und unzufrieden dahin. Und langsam wird ihm dabei klar, daß es am Ende gar nicht das Schlechteste wäre, wirklich, wie er der Delius vorgeschwindelt hat, Klaus Felmy aufzusuchen. Zwar hat er nicht die Absicht, ihn mit seinen Kümmernissen zu behelligen, er wird das wohl mit sich allein abmachen müssen; doch es wäre schon schön, ein wenig mit dem Mann zusammen zu sein, dessen Wesen so viel Ruhe und Klarheit ausströmt. Er wechselt die Richtung, schlägt eine Nebenstraße ein, die am Flüßchen entlangführt. Sie ist holprig und aus ihren zahllosen Gleisen und Rinnen steigt pulveriger Staub auf. Ein wenig vor Zurbrügge biegt aus einem Nebenweg ein Panjewagen ein, mit einem müden Pferd bespannt, von einem Soldaten gelenkt; auf dem Karren liegt etwas Längliches, mit einem Woilach bedeckt. Zurbrügge wandert gedankenlos hinter dem Fahrzeug her. Und plötzlich steht ihm eine kleine Szene, eine Begegnung eigentlich nur, vor Augen, die er vor zwei Wochen gehabt hat.

An jenem Tage war er unterwegs von seinen Geschützen zum Gefechtsstand des Bataillons, dem er mit seinem Zug zugeteilt war. Es war ein Marsch von etwa einer Stunde, auf einer Waldstraße, die ähnlich holperig und zerfahren war wie diese hier. Es war Vormittag, die Sonne brannte heiß; die Mütze im Koppel, den Blusenkragen offen, schritt er ohne viele Gedanken dahin. An einer Schneise bog vor ihm ein Panjewagen ein, genau wie dieser hier. Genau wie auf diesem lag darauf, in ein paar Decken gehüllt, ein länglich schmaler Gegenstand. Das magere, abgetriebene Pferd schnaubte zuweilen, träge schnalzte manchmal die Peitsche, der Fahrer hatte eine Zigarette zwischen den Lippen, hockte schläfrig und krumm auf dem Sitzbrett. Zurbrügge verlängerte den Schritt, rief den Mann an. Jener nannte als Ziel den Namen des nahen Dorfes, in dem der Friedhof des dritten Bataillons lag.

„Sie können mich wohl ein Stück mitnehmen", sagte Zurbrügge und faßte schon nach einer Sprosse des Wagens.

„Wenn Sie nichts gegen die Gesellschaft haben", erwiderte der Mann, „dann steigen Sie auf, Herr Feldwebel." — „Was ist's denn für eine Gesellschaft?"

Der andere machte eine kleine Bewegung mit dem Peitschenstiel. „Es ist Humbert", sagte er nur, „von der Neunten".

Mitten in der Bewegung hielt Zurbrügge inne. Er stieg nicht auf. Der Fahrer nickte leicht, berührte das Pferd mit der Peitschenschnur; es zog mit einem kurzen Ruck an. Zurbrügge folgte, und er dachte dabei flüchtig, er stelle also des toten Humbert Grabgefolge dar.

Humbert war in der vergangenen Nacht gefallen, nicht weit von Zurbrügge. Auf eine dumme und überflüssige Art, so mochte es erscheinen. Der Graben war an der

3 HERZBLÄTTER
Die Schutzmarke unserer Präparate
TOGAL-WERK GERH. F. SCHMIDT
fabrik pharmaz. u kosm. Präparate
MÜNCHEN

Ein Mädel erlebt den Führer
Eine Erzählung für die deutsche Jugend von Daisy Wolfram von Woltmar
Mehrfarb. Umschlag, geb. RM 1.-
Alle deutschen Mädel sollten so sein wie diese kleine Ingrid, deren Glaube an Deutschland eine so herrliche Erfüllung findet, so daß sie fortan ganz in ihrem Volke aufgeht.
FRANZ MÜLLER VERLAG DRESDEN

Wir freuen uns
mit unseren jahrzehntelangen Erfahrungen und unserem Einsatz für Qualität den uns heute gestellten Aufgaben bei der Bedarfslenkung dienen zu können.
Winkelhausen
Werke AG Stettin

Torpedo
Freilauf mit Rücktrittbremse ist praktisch unverwüstlich
Etwa auftretende Schäden kann jeder Mechaniker leicht und schnell beheben

Unwichtige Bahnfahrten gefährden den Transport von Waffen, Munition und Nahrungsmitteln. Wir unterlassen deshalb Privatreisen, damit unser Kaufmann regelmäßig unsere Lebensmittel angerollt erhält! Dazu gehört auch:
Milei
der milchgeborene Ei-Austauschstoff.

Zaubern Sie? 20 Anweisung., wonach überall ohne Apparate beliebig oft die verblüffendsten Tricks vorgeführt werd. können. Für uns. Soldaten u. Lazarettinsassen ganz besond. geeignet; ferner eine Auswahl kl. Spiele etc., alles zus. geg. Eins. v. 1,50 RM. (auch Scheine), keine Nachnahmelieferung. Sortimente zur Unterhaltung u. Zeitvertreib gegen Einsendung v. 3,—, 5,—, 10,— RM. A. MAAS, Berlin SW 68, Postf. 18. – Gegründet 1890

Millionen Mark
werden jährlich durch Feuer vernichtet. Ein achtlos hingeworfenes, brennendes Streichholz, ein glimmender Stummel können die Ursachen von Katastrophen sein. Deshalb: Vorsicht mit Feuer und raucht nur dort, wo es ungefährlich ist! Nehmt eher mal ein Stückchen Hanewacker, den rauchlosen Tabak, der ist ungefährlich!

KHASANA
PERI
KHASANA
KOSMETISCHE WELTMARKEN
Dr. Korthaus
DR. KORTHAUS
FRANKFURT A-M
PERI
BONN

Gute Arbeiten
aus der Hand bewährter Schriftsteller zur Veröffentlichung bzw. Eignungsprüfung gesucht.
Verlag für Militärgeschichte u. Deutsches Schrifttum, Naumburg (Saale), Markt 14

Madaus

Arzneimittel aus Frischpflanzen
erhältlich in allen Apotheken
DR. MADAUS & CO.

Alte Uhrmacherei um 1600
(Nach einem niederländischen Stich)
Der sparsame Verbrauch von Kohle, Gas und Strom ist eine wichtige Voraussetzung für den Endsieg.
Fast ebenso wesentlich ist die Erhaltung unserer Gebrauchsgüter. So auch unserer Uhren, die heute, wie früher, ein kostbarer Besitz sind.
Hüten Sie deshalb Ihre Uhr vor allzu schroffem Witterungswechsel, vor Kinderhänden, vor Stoß und Fall. Versuchen Sie auch nicht, etwaige Schäden selbst zu beheben.
Kienzle
Kienzle-Uhren — heute noch wertvoller

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1944/0007
gefördert durch
Baden-Württemberg

Stelle, an der Humbert Wache stand, sehr eng. Als im dunstigen Morgengrauen die Ablösung kam, drängte sich der Schütze nicht an die Grabenwand; aus irgendeinem Beweggrund heraus, den niemand je erfahren würde, schwang er sich vielmehr auf den Rand, ließ die Beine in den Graben baumeln, saß seelenvergnügt dort oben und rief den Kommenden ein Scherzwort zu. Doch verstanden sie es nicht, denn mitten im Satz wurde Humbert von einem entfernten Knall unterbrochen, hob den Kopf, als horche er gespannt, beugte sich dann langsam vornüber und glitt sacht in den Graben. Während einer Sekunde glaubten die Ablösenden noch, er tue das aus Vorsicht. Als sie heran waren — unwillkürlich beeilten sie die letzten Schritte —, sahen sie, daß der bolschewistische Scharfschütze genau die Nasenwurzel getroffen hatte.

Als Zurbrügge von Humberts Tode hörte — da er der einzige Tote dieser Nacht im Regiment war, lief die Nachricht rasch durch die Stellung —, erstaunte der Feldwebel nicht einmal mehr. Zuweilen triffst du ja Männer, von denen du meinst, sie lebten näher als andere, dichter als der Durchschnitt unter der erhobenen Faust des Todes; Humbert war einer von ihnen.

Ein paar Nächte zuvor hatte Zurbrügge mit ihm ein längeres Gespräch gehabt. Auf dem Weg von einem seiner Geschütze zum anderen kam er an dem Mann vorbei. Der sprach ihn an, während er Gesicht und Auge nicht vom Niemandsland abwandte. „Herr Feldwebel, bitte fragen zu dürfen — Sie sind doch aus Berlin?"

„Ja. Warum?"

„Sind da in letzter Zeit Fliegerangriffe gewesen?"

„Nicht daß ich wüßte."

Humbert sprach nicht sofort weiter. Endlich sagte er leiser: „Es ist nämlich so: ich hab' heute von meinem Schwager einen Brief bekommen. Er lebt in Berlin, mit meiner Schwester zusammen. Er schreibt, sie ist vor vierzehn Tagen bei einem Fliegerangriff ums Leben gekommen. Und das versteh' ich eben nicht —"

„Vielleicht war es nicht in Berlin? Sie kann ja irgendwo zu Besuch gewesen sein, nicht?"

„Aber warum schreibt er das dann nicht, Herr Feldwebel?"

„Vielleicht hat ihn das Unglück sehr verstört —?"

„Glaub' ich nicht", sagte Humbert hart. „So war er nicht. Der nicht, Herr Feldwebel. Meine Schwester hat's nicht gut gehabt bei ihm. Ich mag ihn nicht." Er hob ein wenig die Schultern, als friere er. „Wir haben's alle nie sehr gut gehabt", murmelte er dann.

Zurbrügge fragte nichts. Auch ohne Aufforderung würde der Mann weitersprechen. In diesem Augenblick — Zurbrügge kannte das wohl, so jung er war — hatte Humbert das Bedürfnis dazu, gleichgültig, wer immer ihm zuhörte.

„Wir sind vier Geschwister gewesen", begann Humbert. „Aber gekannt hab' ich eigentlich von allen nur die Anna. Weil wir beide in Berlin groß geworden sind — da haben wir uns manchmal getroffen. Meine Mutter hatte uns alle in Pflege gegeben. Sie hat uns wohl nicht bei sich brauchen können. Der Vater war fort — ich hab' ihn nie mit Bewußtsein gesehen. Später hat er dann einen Prozeß gegen die Mutter geführt, und das Gericht hat uns vieren die Ehelichkeit abgesprochen. Das war alles nicht leicht für uns. Die Anna war der einzige Mensch, den ich gehabt hab' — weil sie die einzige war, vor der ich mich nicht zu schämen brauchte. Auch ein Mädel hab' ich nie gehabt, deswegen. Verstehen Sie das? Erst hier, beim Kommiß, ist es ein bißchen besser geworden. Weil da keiner fragt."

Statt einer Antwort legte Zurbrügge leise die Hand auf Humberts Schulter. „Das alles", murmelte Humbert, „hat so wenig Zweck, es ist so hoffnungslos! Man quält sich herum und weiß doch nicht, wozu man eigentlich ein solches Leben führt, welchen Sinn das Ganze hat —" Plötzlich unterbrach er sich, wies mit einer kurzen Kopfbewegung vorwärts. „Sehen Sie?" hauchte er.

Etwas kroch, tastete sich durch die Mulde, zu der das Gelände vom Graben aus sich senkte. „Bloß einer", flüsterte Humbert. „Überläufer. Ob das gut geht?"

Der Bolschewist war mitten zwischen den deutschen Linien. So vorsichtig er sich bewegte, war es doch wenig wahrscheinlich, daß er den deutschen Graben lebendig erreichte. Die beiden blickten gespannt hinaus, mit erregten Nerven, die jeden Augenblick Knall, Qualm, Ende erwarteten. Ein verborgener Sinn aber schien den Mann zu lenken. Als er den deutschen Graben erreichte, sah er in die Mündung von Zurbrügges MPi, sah Humberts Karabiner, verschlang die Hände im Nacken und glitt dann herein. Er sah grauenhaft aus. Humbert schüttelte sich, während er ihn nach Waffen abtastete. Gesicht und Hände waren nur noch rohe, eiternde Wunden, an denen Reste schmutziger Verbände klebten. Das meiste davon hatte er wohl auf seinem Weg abgestreift. Zurbrügge nahm ihn mit sich nach rückwärts. Vor dem Dolmetscher des Bataillons gab der Bolschewist an, zwei Wochen vorher habe er schon einmal überzulaufen versucht. Dabei sei er auf eine eigene Brandflasche gestoßen, habe sich diese Wunden geholt und zurück gemußt, da er nichts mehr sah. Dem Politruk habe er vorgelogen, er habe einen deutschen Spähtrupp im Vorgelände gehört, sei aus seinem Loch gekrochen, um jene mit seiner MPi überraschend anzugreifen, und dabei sei das Unglück geschehen. Der Politruk habe ihn darauf für seinen Eifer gelobt und ihm — während im allgemeinen der Mannschaft die Lage der eigenen Minen und Brandflaschen durchaus verheimlicht wurde — die Gasse gezeigt, durch die er notfalls die Sperre passieren könne. Darauf habe jener nichts Eiligeres zu tun gehabt, als sobald wie möglich diese Kenntnis auszunutzen und ungefährdet überzulaufen.

Der ganze Bataillonsstab lachte, als der Dolmetscher diese Geschichte übertrug. Zurbrügge hatte die Absicht, sie Humbert zu berichten, doch kam er nicht sofort dazu — und so geschah es niemals.

Als der Wagen, hinter dem der Feldwebel Zurbrügge am Ufer des Flüßchens herwandert, wieder von der Straße wegbiegt in einen Nebenweg hinein, schrickt Peter auf, und die Verzauberung ist zu Ende. Es ist ein ganz gleichgültiger Wagen mit einer ganz gleichgültigen Last — keine Rede mehr von dem Schützen Humbert, der seit zwei Wochen auf dem Heldenfriedhof weit östlich von hier allen Kummer verschläft.

Als Peter bei Klaus Felmy eintritt, sitzt der Hauptmann am Tisch und schreibt. Mit der freien Hand drückt er ein Heizkissen an die linke Gesichtshälfte, und auf dem Tisch steht ein Glas mit verdünntem Wasserstoffsuperoxyd. Er sieht angegriffen aus, spricht mit einer gewissen Vorsicht, und Peter erfährt, daß man ihm am Morgen dieses Tages zwei Wurzelspitzen reseziert hat. „Übermorgen noch zwei, und nächste Woche wieder zwei. Man hat so seine kleinen Freuden, Peter. Ich fürchte, langsam werde ich alt. Früher wußte ich gar nicht, daß ich Zähne hatte."

„Es tut mir ja leid, daß sie dich so schinden — aber für mich ist es hübsch, daß du bleibst", erklärt Peter.

„So? Ist es das? Das freut mich, Peter. Wenn es auch natürlich scheußlich egoistisch von dir ist."

Sie lächeln einander an. Nur kommt Felmy Peters Lächeln ein wenig verkrampft vor. „Hast du etwas, mein Junge?" fragt er. „Reicht der Wehrsold nicht? Du brauchst bloß ein Wort zu sagen — mit deiner Mutter reden wir nicht darüber."

„Nein, vielen Dank! Ich habe wirklich mehr, als ich brauche. Wenn der Krieg noch lange dauert, werde ich ein reicher Mann."

„Oder hast du sonst Sorgen? Die Sache mit der OA.-Ernennung vielleicht? Aber ich denke doch, das wird nun ganz in Ordnung gehen; meinst du nicht auch?"

„Ja, das hoff' ich. Es war ja nur, weil ich nichts wußte — der Papierkrieg, der sicher auch dazu gehört, wird sich jetzt wahrscheinlich ganz von selbst erledigen. Füllt man eben noch ein paar Formulare mehr aus — kommt ja auf zwei oder drei nicht an."

„Na — welchen Kummer kannst du sonst haben? Eine Mädchengeschichte am Ende? Alt genug wärst du freilich dazu. Ist es das?"

Peter holt tief Luft — und dann schüttelt er rasch den Kopf. In diesem Augenblick kommt ihm zum Bewußtsein, welche Ähnlichkeit in jener längst vergangenen und noch immer lebendigen Weigerung seiner Mutter liegt, Klaus Felmy zu heiraten, und der jungen Absage, die er von Emmy erhielt. Das macht es zu schwer. Es geht nicht. „Nein", murmelt er, „das ist es nicht. Wenn ich einen Kummer habe — das heißt, Kummer ist ein falsches Wort dafür, aber man denkt ja manchmal daran, und es geht mir nicht allein so — wie wird das eigentlich nach dem Krieg werden?"

„Wieso? Man wird arbeiten, natürlich. Und zwar etwas mehr als vorher — wahrscheinlich sogar noch mehr als jetzt im Krieg. Man wird schuften, wie in Deutschland noch nie geschuftet worden ist. Das wird sein."

„Ja. Aber was? Sieh mal, ich bin jetzt einundzwanzig. Und wenn mich einer nach meinem Beruf fragt, kann ich nur sagen: Abiturient. Das ist ein bißchen wenig auf die Dauer, fürchte ich. Vielleicht bin ich eines Tages Offizier — und immer noch Abiturient und nichts anderes."

„Hast du", fragt Felmy vorsichtig, „etwa die Absicht, zu heiraten, da dich dieses Problem augenblicklich so stark beschäftigt?"

„Nein. Nicht eigentlich. Ich glaube wenigstens nicht", antwortet Peter unsicher. „Es war mehr allgemein."

„So. Ich dachte —" Felmy schickt ihm einen kurzen Seitenblick zu, „es machte beinahe den Eindruck. Übrigens hätte ich dir nicht einmal abgeraten. Ich bin zwar Junggeselle — aber gerade deshalb. Es ist nicht der richtige Zustand, das darfst du mir glauben." Er legt das Heizkissen weg. Die betroffene Gesichtshälfte ist gerötet und ein wenig geschwollen. „Zu blöd!" murmelt er und fährt vorsichtig mit der Hand über die schmerzende Stelle. „Früher einmal wolltest du Architekt werden, wenn ich mich nicht irre. Ist es dabei geblieben?"

Peter nickt. „Jetzt mehr als je. Es gibt so viel zu bauen — das heißt, so vieles, was gebaut werden müßte, wenn man nur könnte. Nehmen wir an, der Krieg wäre nächstes Jahr zu Ende — ich glaub's freilich nicht. Dann bin ich zweiundzwanzig und fange gerade erst an. Seit vier Jahren bin ich dann auf keiner Schule mehr gewesen, ich hab' eine Menge vergessen — zum Beispiel weiß ich, daß ich nicht mehr integrieren oder differenzieren kann. Was nützt es mir dann, daß ich einen Pak-Zug führen kann? Vielleicht darf ich also, wenn ich Glück hab', mit sechs- oder siebenundzwanzig anfangen zu arbeiten. Das ist verdammt spät. Findest du nicht auch?"

„Gott, Peter — in diesem Dilemma waren wir auch, als der Weltkrieg zu Ende war. Haben uns zuweilen schwer über die geärgert, die körperlich oder sonstwie untauglich waren, die ihre Prüfungen am laufenden Band machten und einen Riesenvorsprung bekamen, während wir draußen lagen — und am Ende sind wir doch auch etwas geworden. Man wird euch von Staats wegen euren Weg so sehr erleichtern, wie es nur irgend zu rechtfertigen ist. Ihr müßt das Beste daraus machen. Das wird alles werden. Und wenn du einmal irgendwie nicht weiterkommen solltest — ich hoffe, du weißt, daß ich immer für dich da bin."

Peter saß, die Stirn in eine Hand gestützt, und sah nicht auf. Er versuchte einen Gedanken zu formulieren, den er öfters gehabt, doch noch nie ausgesprochen, da er über diese Dinge bisher stets nur mit etwa Gleichaltrigen geredet hatte. „Wie ist das eigentlich mit dir, Vater?" fragte er und bemerkte nicht, daß er Klaus Felmy zum erstenmal Vater nannte. „Dieser Krieg — was ist er eigentlich für dich — ich meine, für dich persönlich? Bei mir, und bei den meisten Jungen, denke ich, ist er doch nach und nach Lebensinhalt geworden. Wir haben nichts erlebt, ehe wir in ihn eintraten. Wir haben meist nicht einmal etwas Vernünftiges gedacht — vorher. Wir haben vorher eigentlich noch gar nicht gelebt. Aber bei euch muß das doch anders sein. Wie ist es da?"

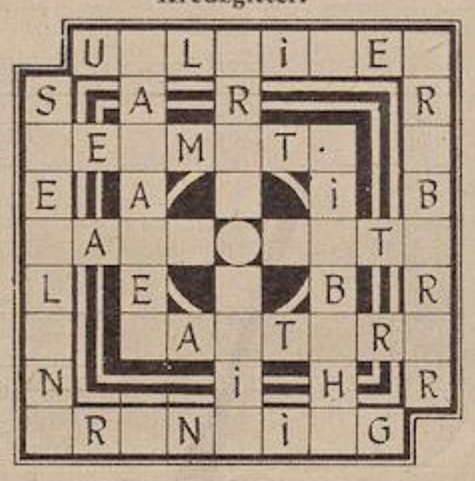
„Das weiß ich selbst nicht genau, Peter. Zunächst war man versucht, den Krieg nur als Episode anzusehen, Krampfhaft an dem festzuhalten, was vorher war, und sich täglich zu sagen, genau da, wo du aufgehört hast, als du eingezogen wurdest, genau da fängst du eines Tages wieder an. Aber ob das möglich sein wird — ich weiß es nicht. Zuweilen hoffe ich sogar, es werde nicht möglich sein. Der Krieg hat uns alle völlig umgekrempelt — und das ist vielleicht sehr gut so. Ich glaube, unser Leben war viel zu sehr festgelegt. Wir hatten uns an zu viele Dinge gehängt. Bis schließlich die Dinge unsere Herren waren. Man soll mit möglichst leichtem Gepäck reisen — ihr habt nie viel gehabt, das ist euer Vorzug."

Fortsetzung folgt

Hauptschriftleiter: B. Overhues (im Wehrdienst). Stellv.: K. Fischer. Graph. Gestaltung: H. Dassel (alle in Berlin). Verlag „Die Wehrmacht" K.-G. Fernruf 17 47 21. Postscheckkonto: Berlin Nr. 382. Alleinauslieferung und Anzeigenverwaltung: Berliner Verlagsanstalt GmbH., Berlin, SW 68, Schützenstr. 18/25. Anzeigenpreisliste Nr. 14 vom 1. 3. 1942. Verantw. f. Anzeigen Dr. H. Harff (im Felde), i. V. H. Putz, Neuenhagen b. Berlin. Rotations-Kupfertiefdruck: Wilhelm Herget, Stuttgart, Reinsburgstrasse 14. Einzelpreis: 25 Rpf. Bei Botenzust. 3 Rpf. Bestellgeld. Postbezugspr.: Mntl. 55 Rpf. zuzügl. 4 Rpf. Bestellgeld.

Hier wird der Geist geschliffen!

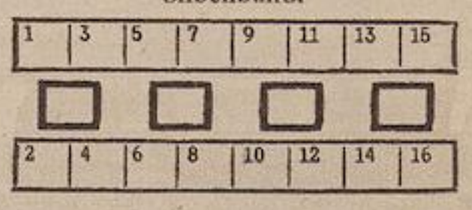
Kreuzgitter.



In die freien Felder der Figur sind Buchstaben einzusetzen, so daß ein Gitterwerk sich kreuzender Wörter entsteht. Die Erklärungen der Wörter sind unabhängig von Richtung und Reihenfolge in der Figur angegeben. Die bereits eingetragenen Buchstaben dienen zur Kontrolle.

Kamelschaf - sieghafter Mensch - tropisches Insekt - Habsucht - Gewässer in Holstein - winterliche Sportstätte - Osteuropäer - gebrannter Zucker - Kirchensonntag - von Truppen besetzte Kampflinie — griechische Göttin - Stadtteil von Wien.

Silbenband.



a - a - a - du - dur - kan - la - li - lied - ma - min - ne - ne - ne - ren - rin - ro - ti - wie - zo.

Vorstehende Silben sind derart in die Felder der Figur einzutragen, daß man von oben nach unten Wörter erhält, von denen je zwei die Mittelsilben (im stark umrahmten Feld) gemeinsam haben.

Bedeutung der einzelnen Wörter: 1—2 Schlingpflanze, 3—4 Hafenstadt in Kamerun, 5—6 Geigenbauer, 7—8 Käsesorte, 9—10 portugiesische Inselgruppe, 11—12 mehrstimmiges Volkslied, 13—14 mittelalterliche Gedichtform, 15—16 Bewohnerin einer deutschen Großstadt. Bei richtiger Lösung nennen die Mittelsilben, von links nach rechts gelesen, eine Kriegerin der griechischen Sage.

Auflösungen aus Nr. 26

Kreuzworträtsel: Waagerecht: 1. Arena, 4. Enare, 7. Spee, 10. Ase, 12. Stahl, 13. San, 14. Leo, 15. Senke, 17. eng, 18. Eger, 20. Anita, 21. Anode. Senkrecht: 1. Antenne, 2. Rat, 3. Nest, 5. Lehen, 6. Rasse, 8. Palette, 9. Eloge, 11. Saege, 12. See, 16. Kran, 19. Lid.

Silbenrätsel: 1. Akazie, 2. Norden, 3. Danton, 4. Effekt, 5. Radium, 6. Gorilla, 7. Eisenbahn, 8. Detmold, 9. Undine, 10. Laurin, 11. Diadem, 12. Erika, 13. Roman, 14. Kamin. — An der Geduld erkennt man den Mann.

Skat-Aufgabe Nr. 23: H. spielt Grün (Pik) aus der Hand mit Vier. Mittelhand M. hat: Grün (Pik) 10, König, 8; Rot Daus, 10 (Herz As, 10); Schellen König, Ober, 9, 8, 7 (Karo König, Dame, 9, 8, 7). Spielverlauf: 1. Stich: V. will sich in Rot (Herz) reinigen und zieht an: Rot (Herz) König, M. Rot Daus (Herz As), H. Rot (Herz) 8 = 15. 2. Stich: M. Rot (Herz) 10, H. Rot (Herz) 9, V. Schellen (Karo) 10 = 20. Mittelhand M. zieht, da die Schellen (Karo) 10 gewimmelt wurde, durchaus richtig die höchstzählende Karte, also den König, dieser Farbe nach, in der Hoffnung, das blanke Daus (As) des Spielers zu fangen. 3. Stich: M. Schellen (Karo) König, H. Schellen (Karo) As, V. Grün Daus (Pik As) = 26. Da H. auch keinen Grand gewonnen hätte, hätte er, ohne in den Verdacht des Mauerns zu kommen, bei 60 passen sollen.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1944/0008
gefördert durch
Baden-Württemberg

L 3040 14/16

DAS SIND CHURCHILLS „CHRISTLICHE SOLDATEN"

PIRATEN IN DER ÄGÄIS

Nach Bekanntwerden des unerhörten Völkerrechtsbruchs sind deutsche Räumboote mit hoher Fahrt zur Hilfeleistung ausgelaufen. Mit erstarrten Händen ergreifen die Schiffbrüchigen den rettenden Ring der Boje. Der eine der Männer ist schon fast am Ende seiner Kräfte. Sein Kamerad hält ihn schon lange Zeit mit seinem rechten Arm, damit sie sich beide über Wasser halten können. Minuten wurden zu Stunden, Stunden zu Ewigkeiten, aber sie wußten, daß sie von ihren Kameraden nicht im Stich gelassen würden

Um die britische Ritterlichkeit oder Fairness, wie es der Engländer nennt, ist es eine eigene Sache. Diese Grundsätze des Anstandes, die jedem zivilisiertem Volke heilig sein sollten, sind nur zu oft von den Engländern mißachtet worden. Wir erinnern uns aus dem Weltkrieg des „Baralong-Falles", als ein vertierter Kommandant seiner Besatzung den Befehl erteilte, auf im Wasser treibende deutsche Schiffbrüchige zu schießen. Erinnert sei auch an die Tragödie, die sich zu Anfang dieses Krieges in den neutralen Hoheitsgewässern Norwegens abspielte, als der „Cossack"-Kommandant auf wehrlose deutsche Handelsschiffmatrosen der „Altmark" feuern ließ. Diese Kette von Völkerrechtsbrüchen ist um ein neues Beispiel bereichert worden, die die britische Fairness im richtigen Licht erscheinen läßt. Ein kleines deutsches Geleit wurde in der Ägäis von überlegenen englischen Überwasserstreitkräften angegriffen und in ein Gefecht verwickelt. Als nun die deutschen Soldaten ihr Schiff verlassen mußten und hilflos im Wasser schwammen, eröffneten die englischen Piraten, die Angehörigen eines Volkes, das das Christentum sooft und gern im Munde führt, das Feuer mit Artillerie und leichten Waffen auf die Schiffbrüchigen und verschwanden dann, ohne sich um die im Wasser treibenden, zum Teil verwundeten Soldaten zu kümmern.

„Es wurde höchste Zeit, daß ihr kommt", das waren die ersten Worte des Geretteten. In seinem Gesicht spiegeln sich Anstrengung und Verzweiflung der letzten Stunden. Sein linker Arm war von britischen MG-Kugeln durchbohrt worden, während er hilflos im Wasser trieb

Die Mittelmeersonne brennt allmählich das Fröstein aus dem Körper, und in einem stilleren Winkel an Bord werden die kleinen Habseligkeiten, an denen das Herz hängt, die Erinnerungsfotos, die Notizbücher und natürlich auch der Sold liebevoll ausgebreitet und getrocknet

PK-Aufnahmen: Kriegsberichter Lehr

Links: Nach Einlaufen in den Hafen gilt die erste Sorge den Verwundeten, die an Bord nur einen provisorischen Notverband erhielten. Sie werden in ein Lazarett übergeführt, in dem die Wunden, die ihnen britische Verbrecher schlugen, langsam heilen werden

Alle Überlebenden wurden gerettet. Nach stundenlanger Arbeit laufen die R-Boote vollbeladen mit ihrer glückhaften Menschenfracht in ihrem Stützpunkt auf einer Insel der Ägäis ein

Bangel & Schmitt (K. Wa... Universitäts... HEIDELBERG

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1944/0009

gefördert durch Baden-Württemberg